In gut zwei Monaten drucken wir in die-
ser Zeitung Teile eines neuen Buches vor-
ab, mit dem es eine besondere Bewandtnis
hat. Es ist das jüngste Buch eines Hundert-
jährigen. Sein Verfasser, der am 29. März
1895 geborene Schriftsteller Ernst Jünger,
wird heute um Mitternacht dem Jahrgang
nach ein Säkulum vollendet haben.

Das ist ein in der Literaturgeschichte
einzigartiger Fall, und man muß sich da-
vor hüten, ihn bloß als biologische und
chronologische Sensation zu feiern. Es ist
eine geistige und künstlerische Laufbahn,
die sich da zu hundert Jahren summiert, es
ist ein Format an Selbstgedanken und
Welterkenntnis, wie es wenigen Menschen
vergönnt und von kaum einer Zeit überlie-
fert ist. Auf sonderbar zweideutige Weise
hat unser Jahrhundert in Jünger seinen Be-
gleiter und Fährtenleser gefunden, und
manches spricht dafür, daß das dunkle
Rätsel der von Carlo Sforza so genannten
„Deutschen Sphinx" einmal mit diesem
Lebenslauf gelöst werden kann. Diese Bio-
graphie hat, sosehr Jünger dieser Sphäre
sich zugehörig fühlt, nichts Morphologi-
sches, keinen Goetheschen Werk- und
Entwicklungsplan, und ihre Stoffe sind
keine Stufen und Abwandlungen einer von
Anfang an vorhandenen Idee. Vielfach
verzettelt und abschweifend ist diese Kar-
riere, und gerade darin erweist sich Jünger
als Kind des zwanzigsten und nicht jenes
neunzehnten Jahrhunderts, in das die er-
sten fünf Jahre seines Lebens fallen.

Drei Tage nach seiner Geburt beging
das sich am Ziel seiner Bestimmung wäh-
nende Deutsche Reich den achtzigsten
Geburtstag Otto von Bismarcks. Es lebten
noch Friedrich Nietzsche und Ulrike von
Levetzow, die Geliebte der „Marienbader
Elegie". Man weiß, was zwischen damals
und heute liegt, besser: sich auftut, und
versteht, warum es in dieser Lebensge-
schichte keine geschlossene Einheit mehr
geben konnte. Aus Phantasie- und Gedan-
kenlosigkeit haben manche die Botschaft
dieser Existenz dennoch auf einige ab-
schreckende und politisch fragwürdige
Motive reduzieren und in eine Entwick-
lungsgeschichte des Bösen einfügen wol-
len. Jünger zog sich in eine fast undurch-
dringliche Abgeschiedenheit zurück. Doch
noch Tagebuchnotizen des Neunundneun-
zigjährigen, abgedruckt in der Zeitschrift
„Sinn und Form", veranlaßten den vor-
geblich um Gesittung und Demokratie
fürchtenden Akademiepräsidenten Walter
Jens zu wütenden Zensurversuchen.

Solche Zeitgenossenschaft hat es noch
nie gegeben, und es ist mehr als ein Hoff-
nungsschimmer, daß sie ausgerechnet für
unser Jahrhundert verbucht sein wird. Es
ist ein Jahrhundert, das wie keines zuvor
den Glauben an Entwicklung, Fortschritt,
Vollendung widerrufen hat. In seinem vor
einigen Jahren erschienenen Buch „Zwei-
mal Halley" hat Jünger Hinweise darauf
gegeben, was an dessen Stelle tritt. Es ist
das Motiv der Spiegelung, Wiederholung
und der Verdoppelung: Ganz leise klingt
in ihm die Zuversicht auf eine zweite
Chance an. Nichts hat die geistige und po-
litische Geschichte Deutschlands in diesem
Jahrhundert, zum Bösen wie zum Guten,
untergründiger bewegt als diese Hoffnung,
noch einmal von vorne, neu und unschul-
dig beginnen zu können. Die moralischen
Grundlagen der Bundesrepublik, dem
vierten deutschen Staat, in dem Ernst Jün-
ger lebt, lassen sich ohne den Glauben,
eine zweite Chance erhalten zu haben,
nicht begreifen. Zwei Kriege, zwei Reiche,
zwei Republiken, irrlichternd beleuchtet
vom Auf- und Niedergang des Halley-
schen Kometen.

Seit fünfzig Jahren hat Jünger sich des
öffentlichen Lebens enthalten, und auch
darin liegt fast zufällig eine Verdoppelung
und Ergänzung seiner ersten Lebenshälfte.
Das Datum seines Rückzugs steht fest. Es
läßt sich in seinen Tagebüchern aus dem
Jahre 1945 nachlesen, in jenen Passagen,
in denen er sich Rechenschaft über den
untergegangenen Nationalsozialismus und
seine eigene Rolle in den geistigen Ausein-
andersetzungen der Zeit gibt. Man sollte
heute, da der Jahreswechsel die Welt nicht
nur dem Ende des Jahrhunderts näher-
rückt, sich mit diesen Stellen noch einmal
befassen. Denn in den nächsten Wochen
und Monaten wird das Alltagsleben gei-
sterhaft immer wieder von der Jahrhun-
dertmitte, vom Jahre 1945, begleitet, ge-
spiegelt und verdoppelt werden. Es ist, als
könnte das Jahrhundert nicht abtreten,
ohne noch einmal, beginnend mit der
Stadt Sarajevo, all die Echos und Stimmen
heraufzuführen, die es zu einem der fin-
stersten der Geschichte machen.

Manches spricht dafür, daß die Zeiten
der Verdoppelungen in diesen Echos zu
Ende gehen. Wiederholt sich die Geschich-
te, dann werden die heute Zwanzigjähri-
gen, etwa im Jahre 2030. ihr Urteil über
das zwanzigste Jahrhundert sprechen.
„Finster, aber redlich" nannte Nietzsche
das neunzehnte. Davon wird in unserem
Fall keine Rede sein. Aber so, wie man
sich beim 19. Jahrhundert der Werk- und
Schaffenskurven der Künstler zuwendete,
wird man beim Zwanzigsten die Biogra-
phien, die Lebensläufe, die Erinnerungen
lesen, um das Rätsel zu lösen. Vielleicht
aus dem Gefühl, daß es eine dritte Chance
nicht gibt. „Wir sind von außen oft ver-
bunden / wir sind von innen meist ge-
trennt / doch teilen wir den Strom, die
Stunden / den Ecce-Zug. den Wahn, die
Wunden / des, das sich das Jahrhundert
nennt." So lautet ein Widmungsgedicht an
Ernst Jünger, das Gottfried Benn verfaßte.
Er, vom Wahn des Jahrhunderts stärker
erfaßt, als es Jünger je war, hat seine Au-
tobiographie stellvertretend für die ganze
Generation „Doppelleben" genannt.

Wir haben uns 1994 trennen müssen von
ein paar tausend Satzzeichen: Albrecht
Schöne hat sie von Goethes „Faust" wegge-
wischt, so wie die Restauratoren von Mi-
chelangelos „Jüngstem Gericht" eine
Schicht von Rauch und Staub und falscher
Farbe. Bei Michelangelo trat an die Stelle
düsterer Tragik greller Schmerz, laut spre-
chend in Farben. Beim „Faust" hat Schöne
nicht nur Rhythmen und Musik erneuert,
sondern eine geistige Gestalt verändert. Er
hat ein Gespenst verscheucht: den fausti-
schen Menschen. Das „Faustische" sollte
einst nicht nur ein Zeitalter kennzeichnen,
sondern auch eine ganze Nation, die deut-
sche. Bedenkenlosigkeit im Streben,-wohin
immer es führe, soll ihre fragwürdige Tu-
gend gewesen sein. Schönes Kommentar
kann dieses falsche Ideal gleichsam Zeile
für Zeile als ungoethisch zurückweisen.
„Gerade grenzenloses Streben", so Goethe,
ist es, „was uns aus der menschlichen Ge-
sellschaft, was uns aus der Welt treibt, un-
bedingte Leidenschaft; für die dann bei un-
übersteiglichen Hindernissen nur Befriedi-
gung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im
Tod." Damit hat der katholische Kinder-
und Engelshimmel des „Fausf'-Schlusses
nichts zu tun. Fahr also hin, faustischer
Mensch! Auch wenn die intellektuellen Re-
kruten von der „selbstbewußten Nation"
dich wieder in den Tornister stecken möch-
ten, zusammen mit ihren Trouvaillen Kla-
ges und Spengler. Wir weinen dir keine
Träne nach. GUSTAV SEIBT

In der Vorwendezeit gab es West-Berli-
ner, die mit einem mühsam errungenen Ta-
gesvisum eigens zum 1. Mai nach Ost-Ber-
lin fuhren, um sich die sozialistische Trup-
penparade anzugucken. Das waren nicht
unbedingt Mitglieder der Sozialistischen
Einheitspartei Westberlins. Berliner sehen
gerne Paraden und Märsche. Es ist dies
eine ganz zivile Freude am Spektakel.
Wenn es keinen anderen Grund zur Dank-
barkeit gegeben hätte, dann hätten die alli-
ierten Besatzungsmächte schon durch ihre
alljährlichen Militärparaden das Herz der
Bevölkerung erobert. Damit ist es jetzt vor-
bei. Die alliierten Schutztruppen des We-
stens und das sowjetische Brudervolk des
Ostens haben die Stadt verlassen. Noch ist
den Berlinern der große und schreckliche
Entzug nicht recht bewußt geworden, denn
das Jahr des Abschieds war zugleich das
Jahr der Abschiedsparaden. Unvergeßlich
wird vielen die französische Parade im Juli
bleiben, mit der die lange Kette der gemein-
samen und gesonderten Lebewohlparaden
eröffnet wurde. An den Laternenpfählen
hingen ganze Trauben von Zuschauern, die
ihnen das Gepräge von überquellend
fruchttragenden Obstbäumen gaben. Nie-
mals während der Nachkriegsjahre, in de-
nen sich die Besatzungsmächte zu Schutz-
truppen wandelten, wurde der Umgang mit
ihnen zu etwas bloß Protokollarischem. Es
blieb etwas Junges und Strahlendes um sie,
sie blieben das, als was sie kamen, Boten
einer neuen, freien, erfrischenden Welt. Das
galt gesteigert für die Amerikaner, die ei-
nerseits besonders fremd und dadurch ver-
lockend, andererseits besonders vertraut
waren, denn in Berlin hat es eine gewisse
Amerika-Begeisterung immer gegeben, aus
historischer Sympathie für den preußisch
unterstützten Befreiungskampf, aber auch
aus der Wahlverwandtschaft einer jungen,
kindlich und barbarisch asphaltverliebten
Großstadt. Doch konnten auch die Fran-
zosen ihre viel ältere Traditionsverbunden-
heit mit der Stadt in etwas Verlockendes,
Zukunftfrohes verwandeln, und wahr-

scheinlich haben sie die nördlichen Bezirke
stärker geprägt als jede andere Schutztrup-
pe ihre Zone. Am merkwürdigsten, näm-
lich fast symbiotisch, entwickelte sich die
Beziehung zu den Engländern: Sie ver-
schwanden im Bevölkerungsbild und wur-
den nur untergründig als die wahren Mode-
macher der Musik- und Jugendszene wirk-
sam. Nun sind sie weg. Selbst die Russen,
die im Westen gefürchtet, im Osten oft ver-
spottet wurden, weckten in den allerletzten
Tagen ein überschießend mütterliches Ge-
fühl der Rührung. Die russischen Soldaten,
man wußte es auf einmal, hatten stets die
jüngsten Gesichter der Stadt gezeigt. In-
zwischen kann man sogar wieder auf der
B 96 durch Wünsdorf, die verbotene Stadt
des sowjetischen Westtruppenkommandos,
fahren. Das also ist jetzt auch erlaubt,
meinte ein Potsdamer mürrisch, fast bitter.
als sei mit dem -neuen Jahr ganz allgemein
der Anbruch einer Zeit zu beklagen, in der
die Zahl des Erlaubten weiter ungebührlich
zunehmen wird. JENS JESSEN

Wenn sich die Treuhand diese Nacht um
vierundzwanzig Uhr auflöst, wird das nicht
ganz überraschend kommen. Ihre Existenz
war von vornherein aufs Verschwinden an-
gelegt, sie war um so erfolgreicher, je ra-
scher es ihr gelang, sich selbst abzuschaf-
fen: ein Sein zum Tode. Überhaupt war
diese „Anstalt zur treuhänderischen Ver-
waltung des Volkseigentums", wie sie hieß,
als Hans Modrow sie am 1. März 1990 aus
der Taufe hob, metaphysisch gesehen nicht
unproblematisch. Ihre Natur war so dialek-
tisch, daß durchaus fraglich ist, ob es sie
überhaupt jemals gegeben hat: Alles, was
sie ist, hebt sie zugleich auf. Mit ihren rund
vierzehntausend Betrieben und fünf Millio-
nen Beschäftigten war sie die gewaltigste
Holding der Welt, zugleich aber auch der
größte Konkursverwalter. Lassen wir uns
zumindest jetzt, im Augenblick des Ver-
schwindens, von der vielen Kritik nicht täu-
schen: Wir im Westen haben die Treuhand
liebgewonnen, mag sie auch noch so viele
Schulden gemacht haben. Denn sie war
eine Anstalt des öffentlichen Rechts, dem
Bundesministerium der Finanzen unter-
stellt, und als solche gab sie einem Vorgang
ein ordnungsgemäßes Ansehen, der einem,
wäre man ihm ungeschützt ausgesetzt, den
Boden unter den Füßen wegzöge. Da ver-
schwindet ein Staat, und wir dürfen das für
die normalste Sache der Welt halten. Wem
verdanken wir das, wenn nicht der Treu-
hand? Während vom Osten aus gesehen die
Anstalt das Symbol der Zerstörung der ge-
wohnten Lebensverhältnisse war („Kahl-
schlag", „Plattmachen"), konnten wir sie
als Zeichen dafür nehmen, daß im Grunde
alles so bleibt, wie es ist. Sie war das Organ,
an das sich alle unangenehmen Folgen der
Wiedervereinigung, alle unvermeidlichen
Veränderungen delegieren ließen. Die Treu-
hand wurde zum Scharnier, das die realen
Reibungen zu spüren bekam, während die
Politik ihre Geschäfte weiterführen und im
übrigen im Ideellen schwelgen konnte. In
einem unheimlichen Sinne repräsentierte
die Treuhand so nicht nur die Substanz
der DDR, das, was sie nun wirklich, also
auf Heller und Pfennig, wert war, sondern
auch den inneren Kern der Bundesrepu-
blik: ihre Fähigkeit, alle möglichen Bedro-
hungen zu integrieren, zu einem Element
ihres Regelkreislaufs zu machen. In dieser
Welt des Verwaltungsmanagements pas-
siert nichts Schreckliches, freilich auch
nichts so Großes, das etwa einen Solidar-
beitrag rechtfertigen könnte. Je mehr die
Treuhand verschwand, desto stärker
brachte sie diese Fähigkeit zur Anschau-
ung. Am Ende verschwinden die Ängste
aus der Wahrnehmung, als verschwänden
wunderbarerweise auch die Probleme
selbst. MARK SIEMONS

Die Gesellschaft für Deutsche Sprache
hat das Wort „Superwahljahr" zum Wort
des Jahres 1994 gekürt. Damit ist ihr ein
Glanzstück gelungen. Das Wort hing dro-
hend über dem Jahr, obwohl es nur eine
Seifenblase war. Wie der grüne, glibberig-
schleimige Sud eines Science-fiction-Films
tropfte es giftig von der Decke jeder Zei-
tungs-, Rundfunk- und Fernsehredaktion:
Kein Kommentator konnte der Droge wi-
derstehen. Zwanghaft starrten sie auf das
Wort Superwahljahr und dachten sich aus,
was für furchtbare Leiden uns, dem Volke,
nun bevorstünden. Acht Landtagswahlen,
neun Kommunalwahlen, die Wahl des Eu-
ropa-Parlaments und die Bundestagswahl,
dazu auch noch die Neuwahl des Bundes-
präsidenten, zwanzig Wahlen insgesamt,
von denen jede einzelne zur „wichtigsten
Wahl nach dem Ende des Zweiten Welt-
kriegs" erklärt wurde. Als wenn es jemals
unwichtige Wahlen gegeben hätte. Die
Wahrheit ist, daß zwar jeder vom Super-
wahljahr sprach, daß sich aber weder die
Politiker noch die Wähler darum scherten.
Die Politiker reisten rundherum, taten
furchtbar angestrengt, worin sie jahrzehnte-
lange Übung haben, und dichteten alther-
gebrachte, geistreiche Wahlsprüche. Der
wortgewaltige Außenminister Kinkel faßte
es in seiner letzten großen Rede vor der
Bundestagswahl zusammen: „Deutschland
ohne die F.D.P., dann gute Nacht, Deutsch-
land!" Die Wähler ließen sich von dem Ge-
klingel und Gesumse nicht beirren. Das Su-
perwahljahr spielte für die meisten nicht
einmal andeutungsweise diese beherrschen-
de Rolle, die ihm von den Kommentatoren
zugesprochen wurde. Wo und was auch im-
mer gewählt wurde, man hoffte, die Politi-
ker würden von den Wahlreden endlich zur
Arbeit übergehen. Im kommenden Jahr
sind nun Landtagswahlen in Hessen, Nord-
rhein-Westfalen, Bremen und Berlin. Schon
wieder ein Superwahljahr? Danach dann
aber, vielleicht, um den unvergessenen Wil-
ly Brandt zu zitieren, fangen wir mit der
Demokratie erst an. HANS SCHERER

Ein Zaubertnck stand am Ende der
atemraubenden Vorstellung: Gleich den
Magiern auf seinen Kleinkunstbühnen ver-
schwand Dr. Jürgen Schneider quasi mit ei-
nem Fingerschnippen. Er war ein Speku-
lant und ein Verschwender. Schon 1913 er-
klärte Werner Sombart, daß der Kapitalis-
mus zwar aus dem kaufmännischen Geiste
geboren sei, jedoch aus dem der Ver-
schwendung lebe. Zurschaustellen üppig-
ster Pracht bedeute einen Eckpfeiler des ka-
pitalistischen Weltgebäudes. An ihm mau-
erte Jürgen Schneider nach Kräften. Bei-
spielsweise mit dem Frankfurter „Fürsten-
hof". Dem 1902 eröffneten Luxushotel hat-
ten Börsenkräche, Kriege und der puritani-
sche Wiederaufbau übel mitgespielt. Es be-
durfte der Luxuswelle der achtziger Jahre
und eines Jürgen Schneider, um das ver-
blaßte Charisma des Monumentalbaus neu
leuchten zu lassen. Auch den Spekulanten
hat einst Sombart als eine Zentralgewalt
des kapitalistischen Zirkels gewürdigt:
„Stimmung machen ist seine Losung." Und
Schneider machte Stimmung: In Frankfurt
folgten dem Fürstenhof gigantische Bau-
Projekte. Was dem Baulöwen in Frankfurt
teuer war, wurde ihm in Leipzig billig. En
gros erwarb er die weltberühmten Passagen
der Messestadt und ließ sie glanzvoll reno-
vieren. Alle Welt staunte. Sombart: „Die
Arbeit des Spekulanten ist vollbracht, wenn
weite Kreise in einen Zustand des Rausches
geraten, in dem sie alle Mittel zu bewilligen
bereit sind, die er zur Durchführung seiner

Unternehmen braucht." Die entscheiden-
den Ingredienzien des Rauschs entnahm
Jürgen Schneider der Kunst. Er pflegte vor
allem die „zehnte Muse": „Cafe Cult"
nannte sich ein Theaterrestaurant in der
Frankfurter Schillerpassage. Vom Speku-
lanten bezuschußt, bot es allem Freistatt,
was kalkulatorische Phantasielosigkeit aus
unseren Innenstädten vertrieben hatte. Ar-
tisten. Gaukler. Kabarettisten und Enter-
tainer sorgten für großstädtisches Nachtle-
ben, wo zuvor das Grauen nach Laden-
schluß sich breitgemacht hatte. Leipzig,
München. Hamburg, Wien und Mailand
sollten folgen. Dem Rausch folgte Katzen-
jammer. Er wird anhalten: Die Gläubiger-
Banken übernahmen zähneknirschend das
Erbe und schlössen Schneiders Bühnen als
unrentabel. Die glamourösen Kultur-Luft-
schlösser werden uns fehlen. Sombart
fragte am Ende seiner Thesen, was kom-
men werde, „wenn der kapitalistische
Geist aufgehört haben wird, seine jetzige
Spannkraft zu besitzen. Vielleicht wird der
Riese dann, wenn er blind geworden ist.
dazu abgerichtet, einen demokratischen
Kulturkarren zu ziehen." In letzterem irrte
er. Im Zeichen von Wirtschaftskrisen und
Sparzwängen ziehen Kapital und Demo-
kratie gemeinsam am „Kulturkarren".

Es ist ein Glück, daß die Begriffe
Krankheit und Kasse mit einem und dem-
selben Buchstaben beginnen. Denn sonst
müßten sich jetzt alle möglichen Einrich-
tungen, die AOK und DAK und wie sie
alle heißen, in einer gewaltigen Aktion ein
neues Kürzel ausdenken. Krankenkasse
wollen sie nämlich nicht mehr heißen, der
Begriff ist mit häßlichen Erinnerungen be-
lastet und verdirbt offenbar das Geschäft.
Deswegen wird er ausgemustert, ersetzt
durch das hygienische und sympathische
Wort Gesundheitskasse. Wenn man die
schlimmen Dinge des Lebens schon nicht
vermeiden kann, will man sie jedenfalls
hübsch aufpolieren; schließlich heißt die
Versicherung, die man für den Eventual-
fall abschließt, ja auch nicht Todes-, son-
dern Lebensversicherung. Der statusbe-
wußte Sozialstaatsbürger braucht sich
nicht länger damit zu beschäftigen, dem
Unglück vorzubeugen. Er kann direkt und
ohne Umweg auf das Gute zusteuern, auf
die Gesundheit, definiert als vollkomme-
nes körperliches, seelisches und soziales
Wohlbefinden. Er braucht dabei nicht ein-
mal zimperlich zu sein, denn der schöne
Slogan, mit dem die Kassen schon lange
um sein Wohlwollen buhlen - „Für meine
Gesundheit ist mir nichts zu teuer" -, hat
im kollektiven Wohlfahrtsstaat den Sinn,
daß für die eigene Gesundheit den anderen
nichts zu teuer sein darf. Deswegen muß
man zugreifen, denn soziales Wohlbefin-
den, vollkommenes auch noch, ist nicht so
schnell zu haben. Die Kassen bekennen
sich nur zum Witz des Systems, wenn sie
vom Kranksein nicht mehr reden wollen
und ihre Versicherten dazu einladen, auf
der nach oben offenen Anspruchsskala
möglichst hoch zu greifen. Sie sollten aller-
dings konsequent sein und es den Men-
schen durch weitere Sprachkorrekturen
leichter machen, in den Besitz des ganzen
Glücks zu gelangen. Es ist nicht einzuse-
hen, daß die Krankenversorgung immer
noch Krankenversorgung heißt und das
Krankenhaus nicht längst schon Gesund-
heitshaus. Die Stadt Frankfurt hat neulich
ein gutes Beispiel gegeben, als sie die Räu-
me, in denen Drogenkranke mit ihrem Le-
ben spielen, Gesundheitsräume nannte.
An so etwas erkennt man auch als schlich-
ter Bürger, daß wir in einem Sozialstaat
leben. Oder sollte man nicht auch hier mit
der Zeit gehen und endlich vom Gesund-
heitsstaat sprechen? KON RAD ADAM

Nicht nur bei den staatlichen Subven-
tionen, sondern auch bei den Besucher-
zahlen nehmen die Theater der Haupt-
stadt Berlin natur- und strukturgemäß ei-
nen nationalen Spitzenplatz ein. Mit rund
3,4 Millionen Besuchern in der Spielzeit
1993/94 geht im Durchschnitt jeder Berli-
ner einmal im Jahr ins Theater. Das ist
ein Verhältnis von Theaterbesuchern zur
Einwohnerzahl von nahezu hundert Pro-
zent, und dieses Verhältnis sei ein in ..kei-
nem Bundesland erreichter Spitzenwert",
meint die Berliner Kultursenatsverwal-
tung stolz. Gleichzeitig aber gebe es, sorgt
sich die Kulturverwaltung, noch immer
genügend freie Plätze: Das bedeutet, daß
jeder Berliner auch gut und gerne einein-
halbmal im Jahr ins Theater gehen könn-
te, was dadurch zu bewerkstelligen wäre,
daß der Berliner beim zweiten Mal schon
zur Pause das Theater verläßt, dafür ei-
nen anderen Berliner die zweite Hälfte des
Theaterabends absitzen läßt, der nun
aber seinerseits schon einen anderen gan-
zen Theaterabend abgesessen haben muß,
was bei den meisten Theaterabenden
ohne weiteres zu machen ist, da nach der
Pause auch nichts anderes zu sehen ist als
vor der Pause. Diese immanente Besu-
cherumschichtung erforderte freilich ein
durchdachtes System der sogenannten
„Mitsehgelegenheit", das ähnlich wie das
System der „Mitfahrgelegenheit" die Er-
richtung von Büros in allen Stadtteilen
(Kieze) nahelegte, wo Mitsehgelegenheits-
organisationsplanstellen mittels ABM-
Maßnahmen geschaffen werden könnten,
so daß der Theaterbesuch auch der Berli-
ner Arbeitslosenstatistik zugute käme
(„Berlin tut gut"). Das Verhältnis von
Einwohnern zu Theaterbesuchern ließe
sich dann lässig auf hundertfünfzig Pro-
zent steigern. G.St.

Das Wuppertaler Hauplzollamt hält die
kompletten Auflagen zweier Bücher des
Bonner Pahl-Rugenstein Verlages unter
Verschluß. Es handelt sich um ein Buch
des PDS-Vorstandsmitglieds Sarah Wa-
genknecht mit dem Titel ..Antisozialisti-
sche Strategien im Zeitalter der System-
auseinandersetzung" und um eine histori-
sche Abhandlung über „Arbeiterjugend
gegen Kapitalismus. Militarismus und
Krieg" des Rostocker Historikers Karl-
Heinz Jahnke. Die Bücher sind in Ungarn
gedruckt worden und sollten in die Bun-
desrepublik importiert werden. Die Zoll-
behörde verweigert die Herausgabe der
insgesamt etwa 2000 Bücher wegen Ver-
dachts auf einen „strafrechtlich relevanten
Inhalt". Der Verleger von Pahl-Rugen-
stein, Arnold Bruns, sprach von „Vorzen-
sur" und warf dem Hauptzollamt vor, bis-
her keine schriftliche Darlegung der „kon-
kreten sachlichen Anhaltspunkte" für die
Beschlagnahme vorgelegt zu haben. Bis-
lang habe die Behörde pauschal auf
Staatsschutzgründe verwiesen. Hierbei
werde ein Gesetz über „Verbringungsver-
bote" angewandt, das aus der „Hochzeit
des Kalten Krieges" stamme, sagte Bruns.
Mittlerweile beschäftigt sich der zuständi-
ge Düsseldorfer Staatsanwalt mit zwei Bü-
chern von Sarah Wagenknecht, die als
Vertreterin der „kommunistischen Platt-
form" der PDS gilt. Weil das Prüfverfah-
ren gerade erst begonnen habe, hat ein Be-
hördensprecher nähere Angaben zu dem
Verfahren abgelehnt. dpa

Die zweiundfünfzigsten Filmfestspiele
von Venedig werden vom 5. bis zum
16. September 1995 stattfinden. Die Ver-
schiebung des Festivaltermins um vier
Tage verband die Biennaleleitung mit der
Ankündigung, die begehrten Trophäen für
die Preisträger zu reduzieren. Künftig wird
nur noch ein Goldener Löwe vergeben: die
Teilung des Hauptpreises (ex aequo) soll
ausgeschlossen werden. Der Speziaipreis
der Jury kann auch an ein Werk gehen,
„das nicht perfekt ist, aber Elemente auf-
weist, die eine solche Auszeichnung verdie-
nen". Entfallen werden die drei bisher üb-
lichen Silbernen Löwen und ein C'oppa
Volpi für den besten Nebendarsteller. Die
Preisliste umfaßt nun neben dem Golde-
nen Löwen drei Coppe Volpi, drei Oselle,
den Preis des Senats und die Auszeichnung
für das Lebenswerk eines Künstlers.

„Zu viele Preise drohen den Wert der
Auszeichnungen zu mindern", erklärte der
Festivalleiter Gillo Pontecorvo, da die
Jury immer vergeblich aufgefordert wurde,
nicht alle möglichen Preise zu vergeben. Er
sei jedoch zufrieden, die Auszeichnungen
für die besten Schauspieler und die beste
Nebendarstellerin erhallen /u haben. Au-
ßerdem kündigte die Biennaleleitung an,
die Mostra am Lido werde eine Veranstal-
tung zur Geschichte des Kinos vorberei-
ten. Es handelt sich dabei um eine von
zehn ausgewählten Ausstellungen zum
hundertjährigen Jubiläum des Films, die in
Italien stattfinden: anschließend wird sie
von Madrid, Zürich und New York über-
nommen. J.N.

Frankfurter Allgemeine Zeitung Samstag, 31. Dezember 1994, Nr. 304 / Seite 27

FRANK SCHIRRMACHER

Metaphysik des Verschwindens: Das Fernsehen filmt die Leere, die der Diebstahl der Turner-Gemälde am 28. Juli in der Frankfurter Schirrt hinterlassen hat. Foio Luu Kleinhans

DIETER BARTETZKO

Zoll beschlagnahmt politische Bücher

Neuer Termin für Filmfestival Venedig

Faustischer Mensch

Die Alliierten

Die Treuhand

Wort des Jahres

Baulöwe Schneider

Die Krankenkasse

Heute außerdem

Der Mensch ist ein Esel Jubiläum
der Augsburger Puppenkiste: Seite 29

Im provisorischen Gehäus' Mario
Merz wird siebzig: Seite 30

Klassiker zum Verwöhnen
Ausstellungen im Januar: Seite 35

Feuilleton

Abschied und Willkommen Jeder Berliner tut 's
Wovon wir uns im ausgehenden Jahr verabschieden mußten: Gedenkminuten für Personen und Dinge, Worte und Werte, die uns 1994 bewegten

Jahrgang 95

Doppelleben

An der Grenze

Verscheuchter Spuk Superwahljahr

Selbstaufhebung

Prosit Gesundheit

Weniger Preise

Einsame freie Fahrt

Verschwendungslust